

Der Tote vom Hinterberg [Fortsetzung]

Autor(en): **Wirth, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schielte wehmütig nach der Richtung, in der der Friedi mit seinem Anhang abgezogen war. O die Glückseligen! Wie beneideten sie nun den Friedi um seine rechtzeitige Frechheit! Wie haßten alle diesen übereifrigen Fränzi, der die Gefahr so leichtfertig heraufbeschworen hatte! Aber ihre Blicke lauerten tigeraugenleich an der elenden Ecke, die in ihrer unsäglichen Boshaftigkeit die ausschweifendsten Vatanzhoffnungen nur erweckt hatte, um sie jetzt in einem einzigen Moment alle zusammen abzufageln; denn eben ließ sie des Lehrers hübsches blondhaariges Fineli um sich herumlaufen...

Ja, wahrhaftig, es war das Fineli! Sie starrten ihm entgegen, wie die Märtyrer dem in die Arena springenden Löwen: in todesängstlicher Ergebung! Jetzt

kommt er näher, jetzt setzt er zum Sprunge an, jetzt... „Buben,“ rief mit heller Stimme das Fineli, „ihr habt heute keine Schule; der Vater ist krank!“

Ein sekundenlanges, abgrundtiefes Niemholen, dann ein wildes, heulendes, übermenschliches Aufjauchzen! „Juhuu, juhuu, der Lehrer ist krank, der Lehrer ist krank! Juhuhui, keine Schule, keine Schule!“

Dann ein tolles Auseinanderstieben.

Ehe das Fineli sich von seinem Schrecken über das ungeheure Freudengebrüll, das es veranlaßt, erholt, war von all den Schülern seines Vaters keine Spur mehr zu sehen; aber allüberall im Dorf herum jauchzte es: „Juhuu, juhuu, der Lehrer ist krank, der Lehrer ist krank!“

Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

In dem Notizbuch lasen die Freunde:

Nimm zur Fahrt in deiner Sehnsucht Land
Dieses Büchlein mit von treuer Hand!
Jeden Abend schreib' ein Glück hinein
Und denke mein!

Ist's auch nur ein kleines Buch, mein Schatz,
Große Freude hat darinnen Platz —
Bleibt kein Raum dir mehr für neues Glück,
Dann komm zurück!

Von Lenchen Brand ihrem lieben Eduard Steinitz zur freundlichen Erinnerung gewidmet am 2. September 1906, am Vorabend seines Abschieds.

Am Vorabend meines Abschieds.

Du gutes Kind! Dir wird mein Abschied weher tun, als du geglaubt! Hast mich angefeuert und aufgemuntert, und jetzt, da ich gehe, hat dich der Schmerz, der Unabwendbare, doch überwunden. Denn du liebst mich ja; nie hast du es besser bewiesen, als eben jetzt. Freude wolltest du mir machen bis zum letzten Augenblick und das aufsteigende Weh um meinetwillen tapfer bezwingen.

Wie magst du wohl dein kleines Köpfschen angestrengt haben mit diesem lieben herzigen Widmungsgebieth! Und wie hübsch hast du den Titel meiner, o, von dir soviel gepriesenen Novelle „Der Sehnsucht Land“ da hineingeflochten! Wie naiv und offenerzig nennst du mich hier zum ersten Mal einfach deinen Schatz! Vielleicht bloß dem Reim zulieb, und doch möcht' ich gerade dieses gute Wort nicht missen! Denn mein ganzes süßes Lenchen spricht daraus... Ja, so bist du, so einfach, so klar, so treuherzig, so frischweg und so lebenswahr! So hab' ich dich damals kennen gelernt, so bist du geblieben, und so siehst du mich zum letzten Mal aus diesen lieben Versen an...

Nie hat mich dein Wesen mehr gerührt als am heutigen Tage. Ruhe der Ergebenheit

war alles, unbegrenzte Liebe und ein Vertrauen, das keinen Zweifel kennt. Aber eine Träne rollte dir doch über die Wange, als du mich am Bahnhof empfangst; gegen Tränen hast du tapfer gekämpft all die Stunden hindurch, da ich mit dir und deiner guten Mutter zusammensaß und von meiner Zukunft sprach. Und als ich ging und du mir das kleine Tagebuch in die Hand drücktest, als ich dir



Dank und Lebwohl sagte und einen letzten Kuß gab, da fingst du zu zittern an, mein geliebtes, tapferes Lenchen, und schluchzttest ein paar mal heftig auf... O, ich weiß, du leidest viel! Deine schönen rotgeweinnten Augen und deine kleine weiße Hand, die mir mit dem flatternden Tüchlein so lange nachwinkte, bis der Zug schon weit draußen auf der Brücke war, wo die Abenddämmerung die Wasser des Sees verhüllte — ich kann sie nie vergessen! Es war wie der Genius der Heimat, was mir da nachtrauerte und die Hand nach mir hob. Diese kleine winkende Hand mit dem weißen Tüchlein, diese liebe, zitternde, verschwindende Hand — immer werde ich sie vor mir sehen! Sie verkörpert mir alles, was die Heimat schön und den Abschied bitter macht; wenn ich in der Zukunft an sie denke, werd' ich wohl Heimweh haben und weinen müssen — — — —

Alle Traurigkeit der Welt strömt ihre trüben Fluten in mich aus. Ein Gefühl kommt mich an, als wären jahrelang tüchtig aufgebaute Dämme plötzlich niedergebroschen und meine Seele wäre rettungslos den eindringenden Wassern preisgegeben. Sie kommen über mich, meine Kräfte zu prüfen, sie kommen über mich, und ich war nicht darauf gefaßt; ich weiß nicht, ob ich dem Fremden, dem Uebermächtigen, dem Schmerzenden, dem geheimnisvoll Drohenden gewachsen bin. Nur das weiß ich, daß kein Mensch mir helfen kann, daß ich allein standhalten oder — untergehen muß.

„Jeden Abend schreib' ein Glück hinein...“ Schon an diesem ersten Abend, da dein liebes Tagebuch in meinen Händen liegt, vermag ich kein's hineinzuschreiben. Gedanken kommen, die ich nie gekannt habe; sie sind stark und finster und greifen mich schweigend an; ich weiß nicht, was sie wollen, was ich soll und was mir droht.

Eine Abrechnung geht in mir vor oder ein Kampf, und ein großer Schmerz frißt sich hungrig hinein. Ich

strauchle an ungelösten Fragen, möchte fliehen und weiß doch wieder nicht vor wem und wohin. Kräfte, die mich hoch emportrugen, sind auf einmal erlahmt, andere, die mich zu Boden drücken, werden langsam groß. Zuckende Zuversicht ist kleinlaut geworden, verstummt wie die Lieber des Tages; mit der Nacht schleicht unheimliches Gevögel krächzend, flügel Schlagend herzu. Ich harre beklommen und sehe mit unklaren Gefühlen hinaus.

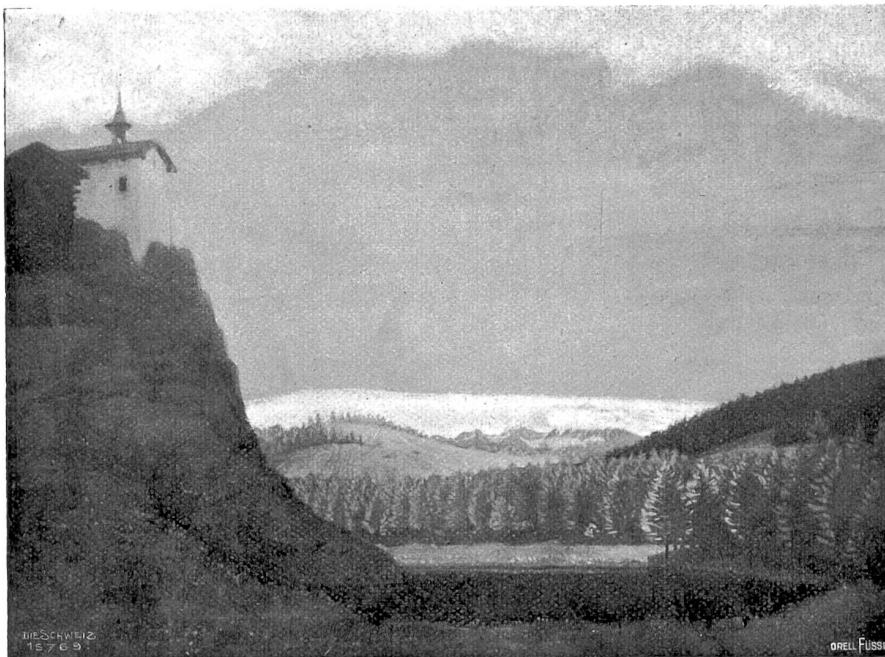
Um Gottes willen, die Stunde der Entscheidung schlug doch damals so göttlich leicht, so spielend sicher und so hoffnungsfroh! Was soll nun das? Sind es heranziehende Kolonnen einer neuen feindlichen Armee, ist es der Kanonendonner einer neuen Schlacht? Mein Sieg war doch damals errungen für immer! Der Zorn des Vaters, der Jammer der Mutter, die stumme Trauer der Liebsten haben doch meinen Willen nicht mehr zu brechen vermocht, ich bin doch der Ueberwinder geblieben, der keinen Schritt vom Platze wich — Was nun, was noch? Welche Trugbilder steigen mir aus dieser letzten Nacht im Vaterhaus empor? Gibt es denn heute noch ein Zurück? Kann ich und will ich? Ist's nur ein einziger schwacher Wunsch, der mich an einem Faden festhält, oder eine große heilige Macht, von der ich bis zur Stunde nichts gewußt und die mich im letzten Augenblicke noch bezwingen kann?

Ach, bin ich denn ein Mann? Sind meine größten Entscheidungen bindend oder bin ich an diesem Tage zu meiner Liebsten gefahren, um ihr eine Komödie vorzuspielen und morgen den Abschied zu widerrufen?

Nein, nein, nein, ich kann nicht mehr, und ich will nicht mehr! Mein Entschluß muß unerwiderlich sein, weil er aus zuviel Sehnsucht erwachsen, mit zuviel Schmerzen erkaufte ist. Was hinter mir liegt, sei gewesen, gelebt und abgeworfen, die Zukunft allein gehöre mir noch! An seiner Bestimmung darf kein Mensch zum Verräter werden, er muß ihr folgen, und ginge

es durch Todesgefahr. Wer sie preisgibt, läßt Selbstachtung und Eigenliebe fahren. Bin ich denn selber schuld, daß sie mir ward? Unaufhaltsam kommt es über uns und wird in uns stark. Es ist ein Schicksal wie ein anderes. Aber es ist gewaltiger als ein anderes, reißt uns höher empor und stößt uns weiter ins Leben hinein. Ihm will ich mich ergeben, sei's nun zum Guten, sei's zum Schlimmen!

Eine eigene Stimmung beherrscht meine letzte, schlaflose Nacht im Elternhaus, zum Schreiben gerade recht. Unter mir höre ich schon seit langem den schweren Tritt meines Vaters gehen. Unablässig durchmißt er das Zimmer. Er verarbeitet seinen Zorn, seine Qual, wohl



Max Bucherer, Basel. Schwarzsee.

auch seine Sorgen. Was weiß er? Auch heute noch, am Vorabend meines Abschieds, ist er von meiner Mission nicht überzeugt. Auch heute grollt er mir noch. Als ich von Lindau zurückkehrte, trat er mir mit finsternem Blick entgegen, beim verspäteten Nachtessen sprach er kein Wort. Umsonst hab' ich geglaubt, seinen Sinn gewendet zu haben. Er verschließt seinen Widerstand nur in sich selbst.

Und dazwischen kommt manchmal ein Laut von unten, der mir ins Herz schneidet. Meine Mutter seufzt, weint, schluchzt um mich. Ach, mein liebstes Mütterchen, ich kann dir diesen Schmerz nicht ersparen! Aber ich werde ihn in Freude verwandeln, das sei mein Trost!

Durch das offene Fenster sieht die Nacht mit dunkeln rätselvollen Augen zu mir einsamem Schreiber herein. Und während mein Bleistift dahingleitet, werden die finstern Mächte nach und nach stiller in der klopfenden Brust, die drohenden Gespenster bleiben ferne stehen, und ein liebes, sonniges Bild uns andere tritt lächelnd vor mich hin. Wäre der unermüdlische schwere Marsch von unten nicht und das verlorene Schluchzen — ich könnte mich sogar freuen; so aber versinken die hellen Bilder wieder, wie sie gekommen sind, und meine Seele trauert ihnen nach. Mein, ich werde ruhigere Stunden abwarten, um sie noch einmal Gestalt werden zu lassen und in dein Buch niederzulegen, als teure Andenken an eine schöne Jugend und an dich, mein gutes Venchen, mein unvergeßlicher zurückgelassener Schatz!

* * *

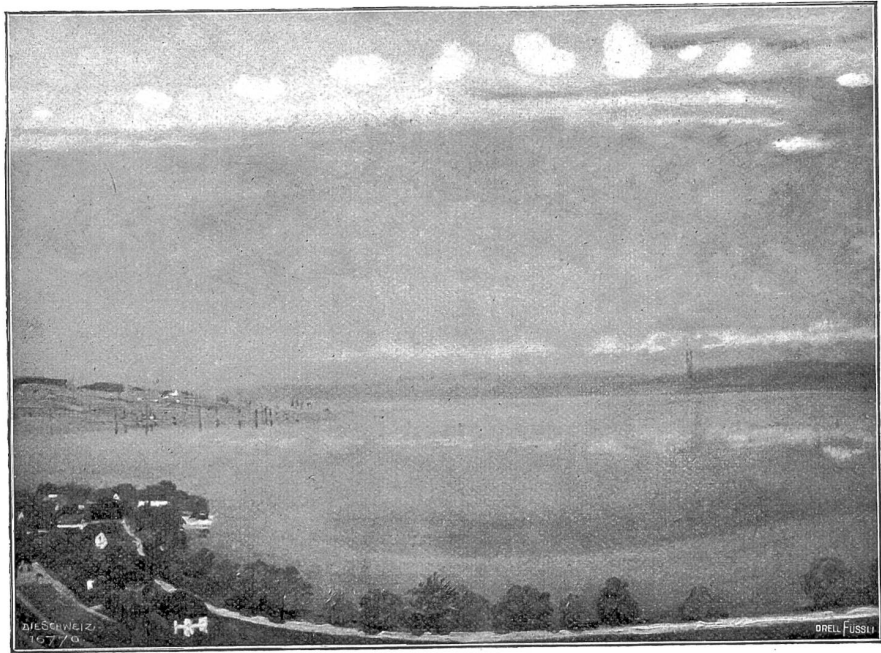
Draußen kein Mondlicht mehr. Das Gestirn der Nacht ist untergegangen. Aber der bleiche Schein des Morgens steigt schon über die Dächer. Fünf Uhr. Die halbe Nacht durchgeschrieben, dann im angstvollen Horchen nach unten eingeschlafen und einen schweren Schlaf getan. Unter mir ist's still geworden. Der Vater hat seine Wanderungen eingestellt, das Weinen der Mutter ist verstummt. Sie mögen wohl schlafen gegangen sein.

Auch ich will mich niederlegen, wenn auch nur für wenige Stunden — ist es doch der letzte Schlaf im Elternhaus, in meinem eigenen Bett. Aber nicht für immer! Denn ich komme ja wieder, wenn ich einmal draußen groß und berühmt geworden bin, bald vielleicht! Ich komme wieder, und dann wirst auch du versöhnt sein, mein lieber Vater, und du, Mütterlein, wirst nicht mehr weinen...

* * *

Morgens acht Uhr.

Das war kein guter Schlaf. Kaum eine Stunde mochte hingegangen sein, da weckte mich ein jäher Schrecken



Max Bucherer, Basel. Berlingen am Untersee.

auf. Ich empfand einen harten Schmerz in der Brust wie von einem schmetternden Hammerschlag. Und in diesen Schmerz hinein klang das Zauberwort meiner Sehnsucht, doch nicht freudig und frisch wie einst, sondern dumpf und wehdurchbebt: Berlin!

Lange klopfte mir das Herz. Ich werde den Eindruck nicht verwinden. Um Gottes willen, was mag es nur sein? Berlin! Welches Schicksal birgt sich hinter diesem Wort, daß ich's wie einen Hammerschlag empfand?

Ich muß den bangen Schreck dieser Nacht vergessen. Denn heute heißt es scheiden mit hoffnungsfrohem Gesicht. Daß auch die Zurückbleibenden Hoffnung haben.

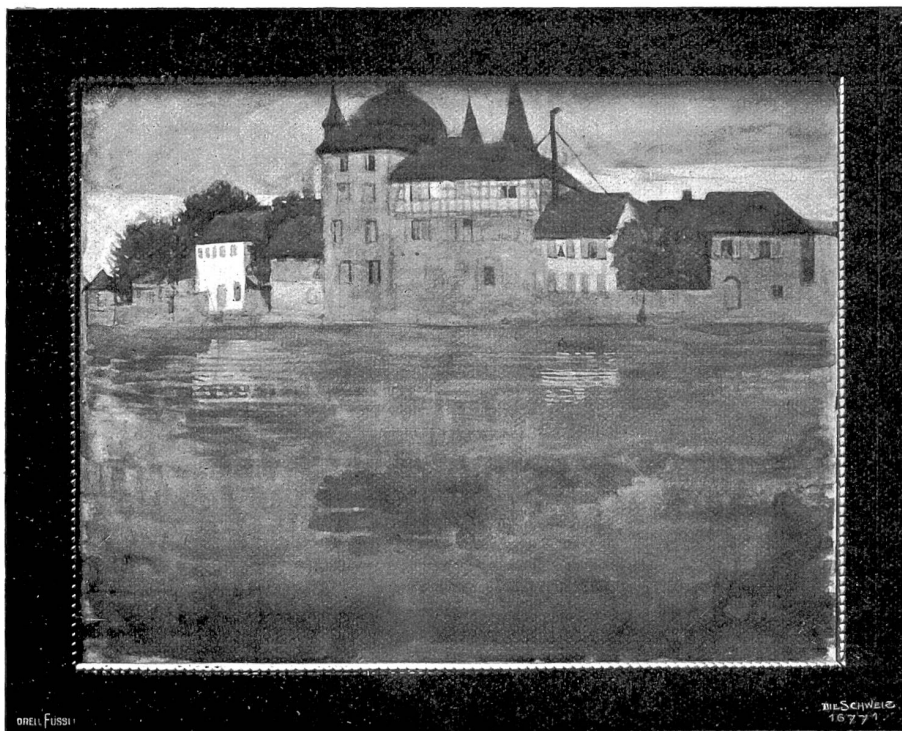
Und nun fasse Kraft, meine Seele, zum Schwersten, zum Abschied von Vater und Mutter!

* * *

Berlin, 4. Sept.

Mehr als fünfzehnstündige Schnellzugsfahrt durch einförmiges flaches Gelände, das kein Berg mit stolzem Gipfel unterbricht: man könnte müde und schläfrig davon werden! Wenn aber die Brust erfüllt ist von unendlicher Vorfreude, von ungestümer Erwartung und berauschernder Siegeszuversicht, dann ist es ein jauchzendes Fahren hinaus in die Welt und hinein in das Glück. Mitternacht war vorbei, als der Zug in der von Dichterphantasie erfundenen Riesenhalle des Anhalter Bahnhofes hielt. Licht und Glanz haben mich empfangen, strahlend taten sich die Straßen auf vor meinem Blick; ein unsafbares und doch allgegenwärtiges Wesen schien mich zu locken und zu ziehen, immer weiter, immer tiefer, immer schneller in das Flammenherz der leuchtenden Weltstadt hinein.

Berlin! Nun freue dich, Sohn der Provinz: deiner Sehnsucht ist Erfüllung geworden, dein brennender Durst gestillt, das kühn erträumte, große, herrliche Ge-



Max Bucherer, Basel. Steckborn am Untersee.

bäude des Glücks — aufgerichtet und glänzend steht es vor dir mit offenen Pforten! Triumpfiere, Eduard, du bist in Berlin!

* * *

Berlin, 5. Sept., morgens.

Von einem fremden fernen Getöse, Donnern und Brausen bin ich aufgewacht und lauschte froh erschrocken. Erst nach und nach kam mir die Bestimmung, wo ich sei und was ich höre... Etwas, das Brausen der Weltstadt ist's, der unerhörte Strudel, der in einem fort gebiert und verschlingt, das lachende, tosende, brüllende Leben in seiner brandenden Fülle und übersprudelnden Kraftverschwendung! Berlin!

Und im gewaltigen Getriebe dieser Millionen wird mir die Erfüllung der alten, heißen Sehnsucht nach Menschen, nach einem Brennpunkt, in dem sich ihr Schaffen und Genießen, Wollen und Vollbringen, Lieben, Hassen, Leiden und Freuen leuchtend sammeln sollte — — —

In den engen, altväterischen Straßen und Gassen meiner kleinen Vaterstadt, auf den weiten, im Sonnenbrand wogenden Getreidefeldern unserer süddeutschen Fluren, an ihren sonnigen Hügeln und in ihren dunkeln Wäldern, in der furchtbar majestätischen Einsamkeit der hohen Berge — überall hat mir noch ein Höheres, Größeres, Leuchtenderes, Lebendigeres als ein berückendes Phantom vor den brennenden Augen geschwebt: die Weltstadt mit ihren unerschöpflichen, schaffenden, gestaltenden Kräften, ihrer raffinierten Kunst, das Dasein zu genießen! In den Ohren hat mir die millionenstimmige Symphonie einer Menschheit geklungen, die in Leidenschaften, Schmerzen und jauchzenden Freuden auf einer erhabenen Höhe wandelt und die Blicke der Völker

von tief unten auf sich gerichtet fühlt, das Triumphlied einer glänzenden Elite, welche die geistigen Schätze vergangener Zeiten lebendig in sich hütet und vermehrt, die mit kunstgeübten Sinnen an Werken der Kunst sich freut und neue Kunstwerke schöpfungstark ins Leben ruft, die in heißer Arbeit ihren Wohlstand verdoppelt, sich das Leben wertvoll, behaglich und sorgenfrei gestaltet, die in Kraft und Schönheit sich auslebt und Kraft und Schönheit vererbt — — —

Und nun donnert mir die ersehnte Weltstadt ihren Morgengruß ins Ohr! Ich höre den Strudel fernetosen, die Räder rollen, die Maschinen knattern, die Dampfpfeifen gellen, die Warnungssignale läuten, tuten und heulen, die Menschen rufen, schreien, laufen — das ist der große Zau-

berwirbel, der alles in sich verschlingt, durcheinanderwirft und lachend und jauchzend immer wieder neugeboren in die Sonne empor schleudert, das ist der klingende, rauschende, leuchtende Strudel der Weltstadt!

Und ich kann mich hineinstürzen, wann ich will...

* * *

Am Abend desselben Tages.

„Jeden Abend schreib' ein Glück hinein
Und denke mein!“

Ich denke dein, mein gutes Denken. Immer denke ich dein. Dein kleines Buch kommt ja fast gar nicht mehr aus meinen Händen. Schon so vieles schrieb ich hinein; aber jetzt erst komm' ich zu deinem Programm. Jeden Abend ein Glück! Heute das erste... Ich bin in Berlin! Schon in meinem eigenen Zimmer im vornehmen Westen der Stadt hübsch eingemietet und eingerichtet. Alle meine lieben Freunde, die Bücher, stehen lächelnd bereit, mir Schönheit und Weisheit ins Leben zu streuen; der Schreibtisch ladet mich freundlich ein zu schaffen, schaffend zu genießen und in Genuß die Kraft zu neuer Arbeit zu finden... Mitten drin im schönen, geliebten Berlin! Kein größeres Glück kann ich mir heute denken. Alles Künftige wird daraus hervorgehen, reich und schön, überquellend wie aus einer goldenen Schale. Hier, erst hier wird dein Eduard ein Dichter sein und dir Ehre machen, Helene, meine Muse! Ein Gärtner wird er sein in diesem Blütengarten deutscher Kunst, von dessen Duft alle Winde befehlende Kunde tragen über alles Land. Und keiner der letzten werd' ich sein! Berlin, Deutschland, ihr sollt euch meinen Namen merken! O, Latendurst brennt in mir und Lebenskraft aus frisch erschlossenen Quellen! Der Blut-

strom einer großen Wiedergeburt flutet in meinen pochenden Adern. Allem fühl' ich mich verwandt, was in dieser Stadt lebt, arbeitet, denkt, dichtet und träumt; ich fühle den Hauch der Unsterblichkeit, der hier ungesehen webt, wie einen heiligen Schauer um meine Schläfen wehen. Ehrfurcht kommt über mich und Staunen. Ich strecke die Hände aus, um nach andern Händen zu greifen. Denn jetzt gehöre ich einer großen erlauchten Gemeinschaft an, bin Dichter unter Dichtern, Künstler unter Künstlern, Schöpfer unter Schöpfern, Geist unter Geistern, euch allen, allen verbunden und verbrüder, auf die die Welt in Bewunderung blickt!

Jetzt ein frischer Trunk dem neuen Glück zu und dann der erste Schlaf nach aufgeregtem Tag in meinem ersten Berliner Heim!

* * *

5. September, mittags.

Spät bin ich aufgestanden mit schmerzdem Kopf. In der ersten Begeisterung mag ich doch etwas zuviel gefeiert haben gestern abend. Heute scheint mir mein Zimmer schon so kahl, so trostlos kalt zu sein. Und so hoch, so hoch! Draußen auf der Straße kreischt ein betäubender, unerträglicher Lärm. Trüb, sad, übermächtig ist die Stadt. Keine Sonne, kein Licht, graue Wolken über grauen Häusern. Wo ist der Glanz, der mich gestern so geblendet? Ganz wie einer, der zuviel getrunken und es spät bereut, so ist heute dieses Berlin. Merkwürdig! Eine Jammerstimmung drinnen wie draußen. Aber dort unten knarrt es und ruft und brüllt. Das ist das Leben der Großstadt, der Kampf ums Brot. Und auch ich bin gekommen, um zu arbeiten!

* * *

Am Abend.

Bevor ich dein Programm erfülle, mein geliebtes Kind, sei deinem Tagebuch ein Anfang gegeben, ein Erdboden, aus dem seine Freuden hervornachsen sollen. Jetzt mögen die lichten Bilder wieder vor mir erstehen, die der Scheidende vor kurzem noch zurückgedrängt: ein paar meiner Abende sollen jenen Tagen und Jahren gewidmet sein, die vergangen sind; deinem Buche, mein Lenchen, sei nun anvertraut und eingepreßt, wie es gekommen ist, daß ich Heimat und Elternhaus verließ und auszog in die große Welt, ein neues Leben zu beginnen. Dann erst mag all das Glück hier eingetragen werden, das mir in dieser Stadt erblickt sein soll. Zurück, mein Herz, und du, mein Geistesauge: es gilt, eine Jugend und einen Liebestraum aus dem Dämmer der Vergangenheit in die Sonnenhelle der Gegenwart herüber zu retten, bevor der Blutstrom neuen Erlebens hoch über alles Gewesene hinweggeht!

Ein kleines, ach, so kleines Provinzstädtchen im gemüthlichen Süddeutschland, mit altersgrauen Mauern und Türmchen, eng zusammengedrängt

wie eine handvoll Spielzeug, dicht vor den Toren bebaute Aecker, grüne Matten und dunkle Tannenwälder — dort bin ich geboren; zwischen jenen Mauern wuchs ich empor. Nur zwei Minuten hat man zu gehen und ist schon draußen „auf dem Land“. Alles erscheint so niedlich, so nett und unbedeutend, alles wie aus einem Schächtelchen herausgenommen und sorgsam behütet von unsichtbarer Hand, daß nichts Fremdes von außen dazu kommen kann, weder das profaische Fabrikgerassel, noch die laute Eisenbahn — die geht in weiter Entfernung daran vorbei und ladet weit draußen auf dem Felde die wenigen Passagiere des Städtchens ein und aus — nichts, was den süßen Dornröschenschlaf eines vergessenen Idylls ernstlich stören könnte! Es gibt viele verschwiegene Winkelchen und Gäßchen dort, wo ich einst mit Nachbarkindern gespielt habe; das war die kleine Märchenwelt, aus der mein Geist sich große Phantasien spann! Aus jenen Straßen tönte hell das wilde Geschrei der Buben, die Indianer spielten, das wüste Gebell der Hunde und das behagliche Gackern der Hühner. Damals wie heute noch. Da wandeln die steifen Bürger und Bürgerinnen in vornehmer Grandezza zur Abendzeit die Hauptstraße hinab, prüfen kritisch die hundert verschiedenen Gerüche, die sich aus den Läden und Wohnstuben auf die Gasse wagen, und erzählen sich dazu Geschichten aus Vergangenheit und Gegenwart der Stadt, ohne ein einziges Detail zu vergessen... Das ist meine Vaterstadt, das — war meine Vaterstadt!

Ein hochgiebeliges Haus am Marktplatz mit einem breiten Spezerei- und Tuchladen zu ebener Erde, wo die halbe Stadt ihre Waren holte — mein Elternhaus. Hinterm Ladentische stand, seit ich denken kann, eine schlanke, zarte Frau mit immer freundlichem Gesicht, die die Kunden bediente — mein Mütterchen. Jetzt hat ihr Gesicht Falten bekommen und ist bekümmert geworden — durch meine Schuld!

Oben in der großen Wohnstube sitzt über den Büchern



Max Bucherer, Basel. Blumenstück.

der Vater mit stillem, verschlossenem Ausdruck, oder er geht im Laden ab und zu, streng darauf sehend, daß nichts fehle. Jetzt hat sich auch auf seine Stirn ein Ernst gelegt, der früher nicht da war.

Tage der frühesten Jugend werden mir wieder lebendig. Innige Mutteraugen blicken feucht auf mich nieder, und weiche Hände streicheln lieblosend mein dunkles Haar. Beim Einschlafen höre ich sie noch über mir beten und mich dem Schutzengel empfehlen. Ach, wie oft hab' ich getan, als ob ich schon schlief, nur um ihr liebes Gebet zu hören und ihre heiligen Segensworte! Sie selbst war ja mein Schutzengel in ihrer göttlichen Schönheit und Güte und wußte es nicht einmal. Ich aber war selig bei diesem Gedanken . . .

Langsam wuchs ich auf, nicht so stark und wild wie die andern. Man fand, es sei etwas Feines in mir, das mich auszeichnete. Keine Geschwister verkürzten mich um Elternliebe und Elternstolz; ich besaß alle Vorrechte und die ganze Liebesfülle des Einzigen. In der Sonne ist leicht gedeihen, und meine gute Tante Christine hatte vielleicht nicht ganz unrecht, als sie mich eines Tages den schönsten Jungen des Städtchens nannte.

Auch in der Schule war ich voran, stand an der Spitze der Klasse, bekam die besten Zeugnisse, wurde den andern bei jeder Gelegenheit als Muster vor Augen gestellt und riß auch auf der Straße und auf den Spielplätzen, wo doch sonst nur das Recht der Stärkern gilt, die volle Herrschaft über die Jugend des Städtchens an mich.

Aber ich fühlte mich höher stehen als sie; die Bestimmung zu etwas ganz Besonderem, recht Großem empfand ich damals schon dunkel in mir. Und dieses Gefühl hielt mich oft entfernt von den Mitschülern, die mir gering, alltäglich erschienen; unbestimmt, aber doch wunderbar sicher und unverrückbar sah ich voraus, daß mir ein besseres Los gefallen war. Einen einzigen Kameraden behielt ich ständig in meiner Nähe, Hans, des Nachbarns Kind, der mir zugetan war und gehorchte wie ein Sklave. Er verstand mich selten ganz; aber er war klug und hörte mir gerne zu.

Einmal, ich erinnere mich noch deutlich daran, saßen wir zwei zusammen am grünen Wiesenbord. Der alte Apfelbaum breitete seine tiefen Schatten über uns aus. Es war ein heißer schulfreier Nachmittag. Ich träumte mit offenen Augen; große, farbige Bilder stiegen aus meiner Seele herauf, Bilder der Freude, des Glanzes,

des Gefeiertseins, des Weltruhms, Bilder, fast lächerlich grotesk und doch von einem kühnen bezwingenden Reiz!

„Ich werde reich sein, ganz reich,“ flüsterte ich fast im Halbschlummer vor mich hin, „und in einem goldenen Hause werd' ich wohnen und seidene Kleider tragen. Und du, Hans, mußt mein Diener sein und meine hundert Pferde füttern. Eine schöne Uniform sollst du tragen und ein Haus von Silber bekommen. O, ich werde dich glücklich machen, Hans! Glücklich und reich!“

Er legte seine Hand in die meine und sah mich zweifelnd, fast vorwurfsvoll an. „Ach, ich bin so arm! Ich habe so oft Hunger! Wenn ich nur genug essen könnte und nicht mehr barfuß gehen müßte, wie wär' ich schon so froh und wie zufrieden!“

„Ich sage dir ja, du wirst mein Diener sein und ein herrliches Leben haben, und die Buben alle sollen dich beneiden. Jawohl!“

Er wiegte sinnend seinen kleinen dunkeln Vordenkopf und sagte nach langem Zögern: „Wenn das alles wahr ist, ja dann will ich gerne bei dir bleiben und dein Diener sein. Aber . . . ich kann mir das gar nicht recht denken! Wie willst du nur so reich werden?“

Du guter Hans, noch immer seh' ich deine großen Kinderaugen fragend auf mich gerichtet!

Ich konnte den Weg ja damals selber noch nicht wissen. Nur daß ich ihn finden würde, war mir seltsam gewiß: es lebte kein Zweifel mehr in mir. Mit neun Jahren schon. Woher das alles kam, ich frage mich umsonst. Ob von außen oder von innen, ob die schönen Lobreden meiner guten Tante Christine oder die großen Prophezeiungen meiner Lehrer oder der Neid meiner Kameraden es in mir geweckt haben oder ob es einer Ahnung gleich aus dem tiefsten Unbewußten kam, ich werde den Schlüssel nicht mehr finden. Denn die schaffenden Geister des Lebens wirken im Verborgenen, unergründlich, und wenn ihr vollendetes Werk ans helle Tageslicht heraustritt, dann fragen wir uns vergebens, woher es gekommen und wie es geworden.

Es entstand wie ein köstlicher Traum, wie ein Rausch und eine Verückung. Und auf einmal war es da: ich fühlte den Dichter in mir. Phantasien, leuchtende Gedanken, harmonische Rhythmen, überraschende Gleichklänge begannen in buntem Spiel durch meine Seele zu tanzen. Erst unbestimmt, kaum faßbar, flüchtig und zart, dann immer deutlicher, berückender, reicher und schöner . . .

(Fortsetzung folgt).

Greis und Glocke.

Du tönst mir Feierabend, altes Erz.
Ich hör es und verstehe, was du meinst.
Vor alter Zeit schon mahntest du: Dereinst!

Einst kommt der Tod, du ungestümes Herz!
Aus Einst ward Jetzt, die Nacht ist nicht mehr fern:
Sieh, schon erblinkt der erste kleine Stern!

Walthers Schädelin, Bern.

Kurzes Gewitter.

Wolkenfuder hör ich rollen.
Sturm und Bö, der Rapp und Schimmel
liegen wild in Strick und Strängen.
Wie sie mit den Lasten sprengen
tief herauf hochhin am Himmel.
Funkenstieben, Rädergrollen.

Dort zurhand der fahle Fuhrmann
Hü und hott! Und langer Haber
saust die Peitsche — Blitz und Knallen;
tosend Prasselschlossen fallen,
Feuer loh'n die heißen Traber — —
Fern landab schon rast der Fuhrmann.

Walthers Schädelin, Bern.